

## Schritte werden Erlösung – Pilgern als Gebet

*Michael Rosenberger*

Das heutige Alltagsleben erfordert von vielen Menschen kaum noch körperliche Betätigung: Mit dem Auto oder dem öffentlichen Verkehrsmittel fahren sie zur Arbeit, das Treppensteigen ist durch die Benutzung des Aufzugs abgelöst, und im Büro ist das Abnehmen des Telefonhörers eine körperliche Spitzenleistung. Im Haushalt erledigen Wasch- und Spülmaschine einen Großteil der Arbeit, der Staubsauger ersetzt den Teppichklopfer. Selbst Freizeitbeschäftigungen verlagern sich immer stärker in die virtuelle Welt elektronischer Medien. Der menschliche Körper spielt in den alltäglichen Abläufen kaum noch eine Rolle. Es scheint, als wolle der technische „Fortschritt“ mit aller Macht verhindern, dass jemand kraftvoll arbeiten muss. Die Moderne wird zum Entleiblichungsprogramm.

Nun geht es keineswegs darum, diese Entwicklung in Bausch und Bogen zu verurteilen. Doch führt sie zu bizarren Folgen. Einerseits nehmen jene Erkrankungen dramatisch zu, die auf Bewegungsmangel zurückzuführen sind, namentlich Übergewicht und Fettleibigkeit mit all ihren Folgeerscheinungen wie Herz-Kreislauf-Erkrankungen oder Diabetes. Andererseits entsteht eine ganze Industrie, die nur das Ziel hat, für die Bewegung von Menschen zu sorgen. Hometrainer und Fitnessstudios breiten sich aus, und dieselben Menschen, die im Alltag oft keinen Meter zu Fuß gehen oder mit dem Rad fahren, strampeln auf dem elektronisch programmierten Heimfahrrad, laufen auf dem hochtechnisierten Laufband oder rudern auf dem Gerät im Fitnessstudio. Die offenbar immanente Technikfolge, dem Menschen Anstrengung und körperliche Bewegung abzunehmen, wird durch ein Noch-mehr an Technik kompensiert.

Nicht nur, aber auch dieser Körperlosigkeit der modernen Kultur ist es zu verdanken, dass körperbezogene Formen der Spiritualität gegenwärtig eine Hochkonjunktur erfahren. Das gilt auch für das Pilgern, das seit Ende der 1980er-Jahre einen nie geahnten Boom erlebt, der seinen Zenit noch lange nicht erreicht hat. Die moderne Theologie hat das

Pilgern hingegen bis vor wenigen Jahren als „Volksfrömmigkeit“ abgetan, mit einem geringschätzigen Unterton, der so gar nicht zur Hochschätzung des Volkes Gottes im Zweiten Vatikanischen Konzil passte. Erst langsam entdecken Theologie und Kirche Wert und Bedeutung des Pilgerns.

### 1. Gebet braucht den leiblichen Ausdruck

Keine Frage: In ihrer Geschichte hat die Kirche den allgemeinen Trend zur Körperlosigkeit oft unkritisch mitvollzogen. Aus einem Stück Brot wurde eine geschmacklose weiße Oblate. Der eucharistische Kelch wurde den Gläubigen vorenthalten. Aus dem vollständigen Untertauchen im Taufbecken wurde das Übergießen mit ein paar Tropfen Wasser. Und aus dem gemeinschaftlichen Zuschütten des Erdgrabs wurde ein Schäufelchen Sand.

Dabei hätte die Kirche leicht auf ihre eigene Tradition hören können: Glaube, und insbesondere Beten, ist ein ganzheitlicher, leibhaftiger Vorgang, wie schon das Alte Testament bezeugt: „Meine Seele dürstet nach dir“ (Ps 42,3; 63,2; 143,6) – „nach dir schmachtet mein Leib“ (Ps 63,2) – „mein Herz und mein Leib jauchzen dir zu“ (Ps 84,3) – „ich will dir singen und spielen“ (Ps 108,2 und ähnlich an 18 weiteren Stellen der Bibel). Das sind nur einige Sätze, die die ganzheitliche Dimension biblischen Betens thematisieren. Beten ist ein Geschehen des ganzen Menschen, mit Haut und Haaren, mit Leib und Seele und mit allen Sinnen. Es möchte etwas „ausdrücken“, das Innere des Betenden nach außen kehren und vor das Du Gottes bringen. Die Äußerungen des Gebets sind daher Ausdruck der betenden Person: Im Sich-Ausdrücken geschieht ein Zu-sich-selbst-Kommen, weil Beten nicht Ausdruck von irgendetwas ist, sondern Selbsta Ausdruck, Ausdruck des eigenen innersten Geheimnisses, das in seinem Ausdruck erahnt und angerührt, aber nie vollständig erfasst werden kann.

Solches Sich-Ausdrücken geschieht für den Menschen nie ausschließlich über das Wort. So wichtig die Sprache als privilegiertes und höchst differenziertes Ausdrucksmedium ist, hat sie doch kein Monopol. Vielfach drücken sich Menschen ohne Worte aus – und verstehen einander wortlos. Ja, der wortlose Selbsta Ausdruck hat sogar die zeitliche Priorität und den rangmäßigen Primat gegenüber der Sprache. Das Baby kann noch nicht spre-

chen und drückt sich doch schon aus – durch sein Schreien, sein Lächeln, seine Blicke ... Sterbende, die nicht mehr sprechen können, kommunizieren dennoch intensiv mit ihrer Umgebung, sofern sie noch bei Bewusstsein sind. Und Liebende werden in den intimsten Momenten nicht in Worten, sondern in Gesten zeigen, was sie erfüllt.

Der Leib als ganzer ist das einzige und unverzichtbare Ausdrucksmedium der Person, das Realsymbol der unvertretbaren und geheimnishaften Subjekthaftigkeit. Darin liegt seine unersetzliche Bedeutung. Ohne Leib kein Ausdruck des eigenen Selbst und keine Kommunikation. Ohne Leib keine Gemeinschaft und keine Begegnung. Ohne Leib kein Sich-Finden und kein Sich-Verschenken.

Natürlich kann der leibliche (wie der sprachliche!) Ausdruck des Innersten immer nur symbolisch sein: Er ist Zeichen für etwas, was nicht direkt sagbar, messbar oder beweisbar ist. Es braucht daher ein Gespür für Symbole, wenn der Mensch sich adäquat ausdrücken und den Selbstaussdruck anderer wahrnehmen und verstehen will. Und es braucht eine Kultur der Symbole, ein stetiges Einüben und Pflegen ihrer Ausdrucksformen. Eine Gesellschaft, die symbolisch verarmt, verflacht in ihren Beziehungen und bleibt hinter ihren Möglichkeiten zurück.

Was hier zunächst für zwischenmenschliche Kommunikation gesagt wurde, gilt ebenso für das Beten. Zwar könnte Gott in seiner Gottheit dem Menschen auch anders als in leibhafter Kommunikation begegnen. Aber der Mensch könnte ihn dann nicht wahrnehmen. Gott muss also – so ein uralter theologischer Gedanke – dem Menschen auf eine Weise begegnen, die der Mensch aufnehmen kann: „Ad modum recipientis“, wie die scholastische Theologie sagt, „auf die Weise des Empfangenden“, d. h. des Menschen.<sup>1</sup> Daher kann Gott sich dem Menschen und der Mensch sich Gott nur leibhaftig mitteilen. Eine rein intellektuelle „Begegnung mit dem Geheimnis“<sup>2</sup> kann es – im Widerspruch zur platonischen Linie christlicher Mystik – nicht geben.

---

1 Vgl. Thomas von Aquin, s. th. I q 74 art 5; III q 5.

2 Rosenberger, M., Mit Leib und Seele, in: ders., Im Geheimnis geborgen. Einführung in die Theologie des Gebets, Würzburg 2012, S. 93–107.

## 2. Leiblichkeit und Personalität

Ausgehend von Edmund Husserl wird v. a. in der deutschen und französischen Phänomenologie und Existenzphilosophie die menschliche Personalität stets in ihrer Bezogenheit auf den Leib und in ihrer Abhängigkeit von ihm reflektiert: Das Personsein des Menschen ist grundsätzlich im Leib vermittelt, nur in ihm kommt es zum Ausdruck. Zugleich ist der Leib der „universale Resonanzboden des Erlebens“<sup>3</sup>. Er verkörpert das „Zur-Welt-Sein“<sup>4</sup>, ist mit der Welt vertraut und bewohnt sie. Der Leib ist „empfindend-empfundener“, berührend und berührt und ermöglicht so Begegnung.<sup>5</sup> Kommunikation ist Zwischenleiblichkeit, intercorporeité.<sup>6</sup> Ohne den Leib ist menschliches Dasein, menschlicher Existenzvollzug nicht vorstellbar.

Gleichwohl ist der Leib selbst nicht die Personmitte des Menschen. Diese liegt vielmehr der Leiblichkeit zugrunde als ihr „sub-iectum“, als der innerste, unzerstörbare Kern des Menschen, der die leibliche Verfasstheit übersteigt und damit eine Dualität der geschöpflichen Existenz begründet. Der Leib seinerseits ist die Daseinsform der Person in Raum und Zeit von Anfang an. Vom ersten Moment an kommt er der Person als das von ihr nicht trennbare Gegenüber zu.

Zugleich gewinnt der Mensch in seiner Leiblichkeit Sicherheit und Selbst-Gewissheit. Das ist gerade heute von besonderer Bedeutung. In der modernen „Ungewissheitsgesellschaft“<sup>7</sup>, in der alles im Fluss und in der Diskussion und nichts mehr gewiss ist, sucht der Mensch mehr als zu anderen Zeiten etwas, an dem er sich festhalten kann, das ihm Sicherheit und Gewissheit gibt. Anders als zu Zeiten des Rationalismus eines René Descartes ist es aber nicht mehr das Denken, das diesen Fixpunkt abzugeben in der Lage wäre. Das Denken ist ja gerade Quelle von Unsicherheit und Zweifel. Es ist der Leib, den der Mensch ganz unmittelbar

---

3 Haneberg, B., Leib und Identität. Die Bedeutung der Leiblichkeit für die Bildung der sozialen Identität, Würzburg 1995, S. 7.

4 Merleau-Ponty, M.,

5 Haneberg, B., Leib und Identität. Die Bedeutung der Leiblichkeit für die Bildung der sozialen Identität, Würzburg 1995, S. 14.

6 Merleau-Ponty, M.,

7 Bette, K.-H., Volles Risiko. Extremsport und Abenteuersuche als Lebenselixier, in: Psychologie heute 30 (2003), S. 42–47.

erfährt, den er spürt und den er aktivieren und aufs Spiel setzen kann, der zur Quelle von Sicherheit und Gewissheit wird. Körpererfahrungen ver-  
scheuchen die Zweifel moderner Diskurse und vermitteln so auf eine  
noch dramatischere und eindringlichere Weise Identität, als dies die frü-  
hen Existenzphilosophen je geahnt haben dürften.

Wenn wir die Impulse der Existenzphilosophie zusammenfassen wol-  
len, können wir sie auf die einfache Formel bringen: Ich habe einen Kör-  
per. Und ich bin mein Körper. Anders als ein Haus, ein Auto oder selbst  
einen Ehepartner kann ich meinen Leib als ganzen nicht tauschen – allen  
Möglichkeiten der Schönheitschirurgie und Transplantationsmedizin zum  
Trotz!

### 3. Der Leib als Ort des Heils

In den älteren Büchern des Alten Testaments gibt es keine Unterschei-  
dung von Leib und Geist oder Seele. Der ganze Mensch (und analog  
auch jedes nicht menschliche Geschöpf) ist „Fleisch“ (hebräisch basar),  
d. h. irdenes, aus Staub gemachtes Geschöpf. An dieser Leiblichkeit wer-  
den unterschiedliche Aspekte wahrgenommen, Strukturmerkmale ihrer  
Verfasstheit, die symbolisch mit Körperteilen bezeichnet werden, aber  
prinzipiell immer den gesamten Menschen meinen.

Damit ist aus der Sicht der Bibel ein klares Werturteil über den Leib  
impliziert: Der Leib des Menschen ist von Gott gut und wertvoll geschaf-  
fen, so gut, dass er von ihm neu geschaffen wird in der Auferstehung: caro  
cardo salutis – der Leib ist Schlüssel zum Heil. Diesen dogmatischen  
Kernsatz kann man gar nicht ernst genug nehmen. Er sagt ja auch: ohne  
Leib kein Heil. Ohne Leib keine Möglichkeit Gottes, an seinen Geschöp-  
fen heilsam zu wirken. Und, wenn wir davon ausgehen, dass „Heil“ keine  
rein jenseitige Größe ist, sondern sich anfanghaft schon hier und jetzt er-  
eignet: Im Leib kann der Mensch durch sein gesamtes irdisches Leben hin-  
durch die Zuwendung Gottes erfahren in der Zuwendung von Menschen  
aus Fleisch und Blut.

Dies wird am tiefsten darin deutlich, dass Gott selbst leibhafter  
Mensch wird. Gegen alle gnostischen und doketistischen Tendenzen hal-  
ten die frühchristlichen Konzilien unverrückbar an der wahren, und das  
heißt leibhaften Menschheit Jesu Christi fest: Was Gott nicht auf radikalste

Weise selbst annimmt, kann er auch nicht erlösen – redemptum, quod assumptum. Ohne Inkarnation, Fleischwerdung Gottes in seinem Geschöpf gibt es keine Möglichkeit für die Geschöpfe, Gott in sich aufzunehmen und seine Liebe zu erfahren. Doch ist Gott Leib geworden in Jesus von Nazareth, und das ist der Grund für das Heil der Schöpfung.

#### 4. Pilgern als besonders intensive Form des Betens

Im Leib erfährt der Mensch die Zuwendung Gottes in der konkreten Geschichte seines Lebens. Das bedeutet aber auch, dass spirituelle Übungen den Leib einbeziehen müssen.<sup>8</sup> Sie haben das Ziel, den Menschen durch die leibhaftige Selbsterfahrung zu öffnen für das, was jenseits seiner selbst liegt, für Transzendenz. Das kann konkret geschehen in Körperübungen, im Sitzen, Atmen, Gehen, ... aber auch in der klassischen „Anwendung der Sinne“<sup>9</sup>, der emotionsgeladenen und fantasievollen Veranschaulichung biblischer Texte in der eigenen Vorstellung. In jedem Fall ist der leibhafte Vollzug das „Tor“ für die Erfahrung des Wirkens und der Zuwendung Gottes. Der Leib wird transparent für Transzendenz.<sup>10</sup>

Nun gibt es zweifelsohne unterschiedlich intensive Leibvollzüge und Leiberfahrungen. Für die intensivsten spielt das größte Organ die Hauptrolle, die Haut. Doch obwohl der Tastsinn die gesamte menschliche Körperoberfläche umfasst (und nicht nur sie), gibt es unterschiedlich sensible Zonen. Um das zu verstehen, hilft ein Blick auf den sogenannten „Homunculus“ der Neurologie. Was hat es damit auf sich? Im Großhirn gibt es den sogenannten „sensorischen“ Cortex – wobei „sensorisch“ hier nicht für alle Sinneswahrnehmungen steht, wie es das lateinische Wort nahelegen würde, sondern nur für taktile Reize. Innerhalb dieses sensorischen Cortex gibt es unterschiedliche Areale, die jeweils Wahrnehmungssignale aus ganz bestimmten Körperteilen aufnehmen und verarbeiten. Nun kann man sowohl die Größe als auch die Anordnung dieser Areale bildhaft dar-

8 Dürkheim, K. Graf, Vom Leib, der man ist – in pragmatischer und initiatischer Hinsicht, in: ders., *Erlebnis und Wandlung. Grundfragen der Selbstfindung*, Bern 1978, S. 140–155, 144.

9 Ignatius von Loyola, in: Bitter, W., *Meditation in Religion und Psychotherapie*, Stuttgart, S. 45–71, 47.

10 Dürkheim, K. Graf, Vom Leib, der man ist – in pragmatischer und initiatischer Hinsicht, in: ders., *Erlebnis und Wandlung. Grundfragen der Selbstfindung*, Bern 1978, S. 140–155, 146.

## Pilgern als Gebet

stellen, indem man die korrespondierenden Körperteile an der jeweiligen Stelle der Cortexoberfläche abbildet. Dies geschieht mit dem sogenannten „Homunculus“, dem „Menschlein“, wie sich der Fachbegriff in der Neurologie eingebürgert hat.

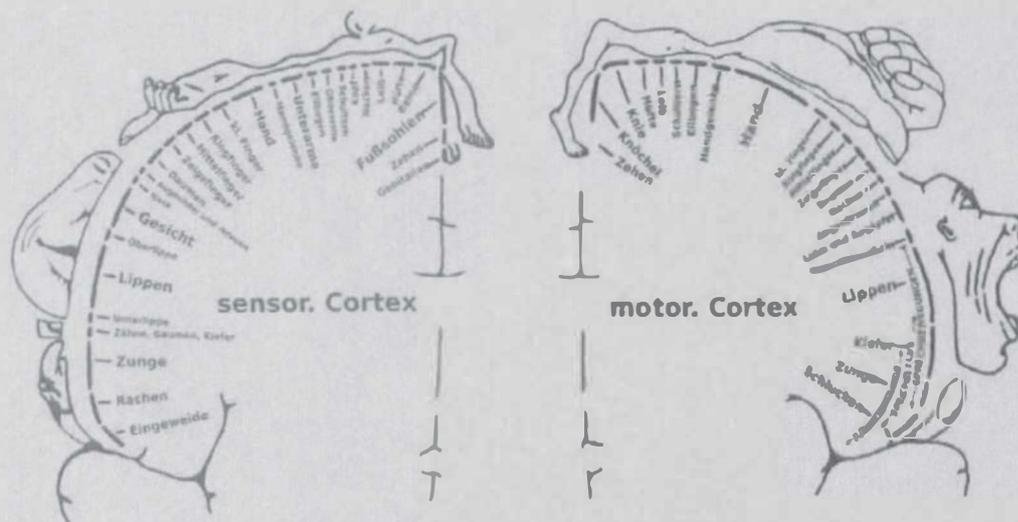


Abbildung: Der sogenannte „Homunculus“ für die sensorischen Gehirnareale<sup>11</sup>

Betrachtet man den Homunculus, fallen einem sofort fünf im Vergleich zur morphologischen Größe der korrespondierenden Körperteile extrem überdimensionierte Gehirnbereiche auf: Die Areale für Signale von Händen und Fußsohlen, Zunge, Lippen und Gesicht. Verglichen mit diesen kommen selbst die Genitalien bei Weitem nicht mit, obwohl man gemeinhin den Eindruck hat, es gäbe keine sensiblere Stelle des menschlichen Körpers als den Genitalbereich.

Wenn wir diese neurologischen Erkenntnisse ernst nehmen, bedeuten sie Folgendes: Die intensivsten Leiberfahrungen machen wir:

- Beim Küssen und Streicheln, denn hier können alle fünf besonders sensiblen Tastregionen beteiligt werden (siehe dazu den Artikel von Wunibald Müller in diesem Band).

<sup>11</sup> Darstellung entnommen aus: DocCheck \r Medical Services GmbH 2013, Homunculus, in: DocCheck \r Flexikon. Das Medizinlexikon zum Medmachen, [www.flexikon.doccheck.com/de/Homunculus](http://www.flexikon.doccheck.com/de/Homunculus), Allgemeine Lizenz zur Nutzung gemäß [www.creativecommons.org/licenses/by/3.0/de/legalcode](http://www.creativecommons.org/licenses/by/3.0/de/legalcode) (06.12.13).

## Formen des Gebetes

- Beim Essen und Trinken, denn hier wenden zumindest kleine Kinder und bestimmte Kulturen vier der fünf besonders sensiblen Tastregionen an – nur die Fußsohlen sind ausgenommen.
- Beim Weinen, denn hier sind drei der fünf Regionen beteiligt: Gesicht, Lippen und Zunge.<sup>12</sup>
- Beim Barfußgehen in freier Natur, denn hier werden zwei der fünf besonders sensiblen Tastregionen angesprochen: die Fußsohlen und das Gesicht (das Sonne und Regen, Wind und Wetter ausgesetzt ist).

Wo wir die intensivsten Leiberfahrungen machen, machen wir auch die intensivsten Gotteseerfahrungen. *Caro cardo salutis* – das kann man gar nicht radikal genug denken! Prinzipiell hat die jüdisch-christliche Tradition das immer gesehen. Dass die erotische Zärtlichkeit Liebender ein Bild der Liebe Gottes zu den Menschen ist, gehört zum harten Kern der Ehetheologie. Dass im heiligen Mahl Gott selber gegenwärtig ist, unterstreicht keine der großen Religionen so wie das Christentum. Dass Gott in den Tränen besonders intensiv erfahrbar ist, davon zeugen die Psalmen, aber auch die gesamte spirituelle Tradition. Und dass der Gott der Bibel ein Gott des Gehens ist, steht ebenfalls außer Frage. Was die Neurowissenschaft empirisch belegen kann, haben die spirituellen Traditionen vieler Religionen intuitiv schon lange gewusst.

### 5. Praktische Konsequenzen für die Gestaltung von Pilgerwegen

Entgegen seiner Grundidee ist das christliche Beten im Laufe der Zeit massiv entleiblicht worden. Körper- und sinnenbetonte Elemente wurden zurückgedrängt und gewinnen erst seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wieder Raum. In diesem Kontext steht die Neuentdeckung des Pilgerns. Pilgern ist einer der wenigen ganzheitlichen, intensiv leibhaftigen Glaubensvollzüge des kirchlichen Lebens, ein „Beten mit den Füßen“, ja mit dem gesamten Leib.

Wenn der Pilgernde seine Kraft spürt und im Gehen entfaltet, dann ist das ein großes Dank- und Lobgebet. Wenn seine Fußsohlen schmerzen oder Blasen haben, wenn Muskelkater oder Gelenkschmerzen zu spüren sind, trägt

---

<sup>12</sup> Vgl. dazu den Artikel von Michael Plattig in diesem Band.

er seine Lebensschmerzen vor den mitleidenden Gott. Wenn er die Last seines Rucksacks spürt, vertraut er die Lasten seines Lebens dem mittragenden Gott an. Wenn ihn das Licht der Sonne zärtlich streichelt, aber auch wenn sie gnadenlos vom Himmel brennt, wenn Wind und Wetter ihre Spuren auf dem Leib des Pilgernden hinterlassen, dann kann er Gott für jedes Wetter loben. Und wenn seinen Leib bei der Ankunft am Ziel ein tiefes Glücksgefühl durchzieht, weiß er sich im Innersten mit Gott verbunden.

In der modernen Ungewissheitsgesellschaft, so hatte ich oben dargestellt, gewinnt der Leib zusätzliche Bedeutung, weil er als Fixpunkt einer Welt gelten kann, die stets im Fluss ist. Für Karl-Heinrich Bette ist das wagende Unterwegssein ein „Gewissheitsbeschaffungsprogramm, ... weil gerade der riskierte Körper als eine unhintergehbare Sicherheits- und Gewissheitsbasis gilt.“<sup>13</sup> Pilgern als Wagnis, das zumindest auf weiten Pilgerwegen auch scheitern kann, hat heute mehr denn je die Chance, Menschen Selbstgewissheit, Sicherheit, Klarheit zu vermitteln – weil es ein leibhaftiges Geschehen darstellt. „Ich pilgere, also bin ich“, könnte man in Abwandlung des Descartes'schen Diktums sagen.

PilgerInnen spüren schließlich eine Unmittelbarkeit des Erlebens: Sie selber – leibhaftig – vollziehen ihren Glauben. Eine Wallfahrt ist nicht etwas, das „über einen“ kommt, bei dem man passiv in der Kirchenbank sitzt und eine Stunde lang brav zuhört. Wallfahrt ist in höchstem Maße Aktivität – mit allen Sinnen und dem ganzen Körper. Darum tun sich beim Pilgern Chancen auf, die wir von kaum einem spirituellen Vollzug der Kirche kennen.

Für die Gestaltung des Pilgerns hat dies Konsequenzen:

- Keine zu kurzen Wegstrecken gehen – die Menschen nicht unterfordern: Jede Pilgerin und jeder Pilger sollte die Chance haben, seinen/ihren Körper bis an die Grenzen der eigenen Kraft intensiv zu spüren.
- Das eigene Gepäck selbst tragen: Es gehört zur Leiberfahrung dazu, das Gewicht der eigenen Habe auf dem Buckel zu spüren und zu lernen, wie weit man sich belasten kann. Falsche „Barmherzigkeit“ eines Gepäcktransports ist fehl am Platz.
- Nicht die breiten, asphaltierten Wege gehen, sondern die schmalen und unebenen Wege.

---

<sup>13</sup> Bette, K.-H., Volles Risiko. Extremsport und Abenteuersuche als Lebenselixier, in: *Psychologie heute* 30 (2003), S. 42–47, 46.

- Übungen zur Schärfung der Sinne einbauen: PilgerInnen sollten eingeladen werden, täglich eine bestimmte Wegstrecke schweigend zu gehen und sich auf die Wahrnehmungen je eines ihrer fünf Sinne zu konzentrieren: eine halbe Stunde lang nur riechen – den Duft von Bäumen und Blumen am Weg, aber auch den Geruch des eigenen Schweißes. Eine halbe Stunde lang nur hören – das Rauschen des Waldes und das Singen der Vögel, aber auch das Geräusch der eigenen Schuhe auf dem Boden. Eine halbe Stunde lang nur sehen – die Farben der Natur, aber auch das Mühen der Mitpilgernden. Eine halbe Stunde lang nur tasten – das Schwingen des Waldbodens unter den eigenen Füßen spüren (vielleicht lässt sich sogar ein Stück barfuß gehen), aber auch den harten Beton der Straße.
- Rhythmisch gehen, v. a. während der Gebetszeiten, und rhythmisch beten. Pilgern geschieht dann am intensivsten, wenn nicht erst gegangen und dann an einer Statio gebetet wird, sondern wenn während des Gehens gebetet und während des Betens gegangen wird. Beten und Gehen werden eins und verschmelzen. Daher braucht es rhythmische Gebete und Gesänge: das Rosenkranzgebet und das Jesusgebet, Litaneien, einfache, sich wiederholende Gesänge.
- Mitunter kann das rhythmische Gehen in eine Form des Tanzes übergehen (siehe den Artikel von Agnes Wuchelt in diesem Band). Es gibt den berühmten „Pilgerschritt“, der sich an einzelnen Wallfahrtsorten (etwa in Echternach) noch erhalten hat. Als Schritt auf den letzten Metern nach einem langen Weg kann er die Pilgernden in eine fast meditative Trance versetzen und das Erlebnis des Ankommens am Ziel lebhaftig intensivieren.

### Epilog

Der spirituelle Mensch der Moderne holt sich seinen Leib zurück, den ihm Kirchen und säkulare Welt in einer eigentümlichen Allianz genommen haben. Er nimmt es selbst in die Hand, seine Suche nach Erfüllung, Sinn und Glück aller weltfernen Abstraktion zu entreißen und ganz lebhaftig voranzutreiben. Denn er spürt mit untrüglicher Gewissheit: ohne Leib kein Heil. Ohne Schritte der Füße kein Weg der Erlösung.